

zwa Jahr, und dann ging sie wirklich unter, die Welt“. Da hab ich das Kätchen gefragt: „Was hast du denn darauf gesagt?“ Sie aber antwortete: „Ei, ich hab ihn gefragt, weshalb er denn da noch emol sei Läden streiche deht!“

Der Name Kätchen kommt von Katharina. Auch meine Mutter hat Katharina geheißten. Meine Großmutter aber die hieß Anna Barbara und meine Frau trug den Namen Wilhelmine Luise. Drei schöne Frauen mit drei schönen Namen und im Besitze von drei, na ja von drei Männern, die Schwarz heißen. Meine Frau aber und meine Großmutter hatten vieles miteinander gemeinsam. Sie waren nicht gerade zu feinfühlig sondern sie waren in der Lage, ihren Männern auch mal, wenn es nötig war, den Kopf und auch die „Schwarzen“ Hälsen zu waschen. Und es war schon manchemal bitter nötig, diese Männer gerade zu stellen und sie auf den richtigen Weg zu leiten. Meine Mutter dagegen war fügsamer und trug vieles mit Geduld. Was meine Mutter gerne tat, das tun alle Katharinas gerne. Sie redeten gern und machte gerne e Schwätzche. Ja es gab wenig Anlässe, die meiner Mutter Freude bringen konnten. Aber wie wohl war ihr, wenn sie reden durfte und diese Freude gönnten wir ihr. Es war auch unsere Freude. Wenn sie sprach, waren wir ernst und hörten ihr zu, aber hintennach mußte man manchemal über das, was wir gehört hatten, lächeln. So ist mir noch in Erinnerung, daß meine Mutter an erlittenen Krankheiten nicht anderen Frauen nachstehen wollte. Eine Nachbarin kehrte aus dem Krankenhaus zurück, wo sie eine schwere Operation hatte. Sie traf meine Mutter und beide Frauen kamen ins Gespräch. Meine Mutter hörte ein Zeit lang zu, aber dann kam sie an die Reihe und sie klagte: „Oh Lies, was hon ich alles mitgemacht. Nöü Kenn (neun Kinder), Bluterguß am Fuß — Blinddarmreiz“. Der Blinddarmreiz wurde von ihr eine Oktave höher hinausgeflötet. Er war schlimm, oh je, Blinddarmreiz ist furchtbar. Verdeppel noch e mol, ich glaub ich hab ihn auch den Blinddarmreiz. Ich habe schon ein paarmal das rechte Bein gehoben und ich weiß nicht, es könnte vielleicht auch etwas anderes sein. Etwas, was sich in meinem Alter manchemal, weil es keinen Ausgang findet, irgendwo anders festsetzt und einem quält und fast das Herz abdrückt. Wieviele Reize gibt es von dieser Sorte. Wieviele Wehwehchen, die schlecht zu verdauen sind. Wenn wir nur alle moralischen, wirtschaftlichen, politischen und viele andere Wehwehchen bzw. Blinddarmreize von uns abdrücken könnten, damit sie leise vom Winde verweht würden.

Nun aber kommt das Ende meiner Geschichte. Der Schluß aber braucht zum Schluß noch einen Abschluß. Den zu finden ist garnicht so leicht, denn es soll doch etwas vernünftiges sein, das Ende meiner Erzählung. Ach, da fällt mir etwas ein, das klingt wie ein Märchen. „Es war einmal . . .“ Also: es war einmal vor vielen, vielen Jahren in den 20er Jahren, da hatten wir Neustädter in Wald-Amorbach ein Fußballspiel auszu-tragen und wir spielten dort auf einer großen Wiese. Die Tore standen auf beiden Seiten. Es waren je drei – eine lange und zwei kürzere – an-einandergenagelte Stangen. Das Spiel war toll, man kann sagen, ein Spiel Mann gegen Mann. Es hatte jede Mannschaft ein Tor geschossen und das Spiel stand unentschieden 1 : 1. Kurz vor Schluß, denn es waren schon 1 Stunde und 28 Minuten gespielt, aber die Neustädter drängten, es gab vor dem Wald-Amorbacher Tor ein Menschenknäuel. Der Ball rollte nach der Seitenlinie wo ich, de Hanjürg, als Linienrichter – unparteiisch natürlich für die Neustädter – meines Amtes waltete. Ich aber nicht faul, rannte dem Ball entgegen, schoß ihn in den Mannschaftshaufen mitten hinein und haste gesehen, von einem der Kämpfer prallte der Fußball ab ins Tor hinein. Goal, Goal, so schallte der erlösende Schrei der Neu-städter. Der Schiedsrichter, der Haase Adam aus Sandbach, war als fair und gerecht bekannt, zeigte auf die Mittellinie des Feldes und bestätigte damit, es war ein regelrechtes Tor. Aber die Wald-Amorbacher, die Bösen, waren damit nicht einverstanden und die Sache wurde gefährlich. Es bestand die Möglichkeit, daß das Spielende noch zu einer Schlägerei aus-arten würde. Da aber war der Schiedsrichter Adam Haas wieder Herr der Situation. Er pfiß das Spiel ab und entschied wie König Salomon, der das Kind in zwei Teile zerlegen wollte. Er, Adam Haas sagte: „Männer“, sagte er, „Männer, wir lasse es beim 1 : 1“ und es blieb dabei, beim 1 : 1 und ich bitte die lieben Leser des „Hanjürg der Letzte“, mir, dem Au-tor der Geschichte, gnädig zu sein und das, was da steht nicht gleich alles auf die „Waagschale zu legen“, sondern es auch beim 1 : 1, beim unent-schieden, zu belassen.

In diesem Sinne erlaubt sich Allen noch zuzurufen ein

„Gott befohlen!“

Hanjürg der Letzte

Als ich, der Hanjürg, vor einem Jahr hinter den „Hanjürg der Letzte“ den Schlußpunkt setzte, habe ich nicht daran gedacht, daß vor dem Druck meines Geschriebenen noch ein Absatz dazu käme. Aber erstens kommt es anders und zweitens als man denkt. So hatte ich in der Zwischenzeit Erlebnisse, die nicht alltäglich sind und die ich meinen Lesern nicht vorenthalten möchte.

Ja, ich war in diesem Jahre weit fort, in einem anderen Lande, nein sogar in einem anderen Erdteil, in Nordamerika war ich, und ich habe meine bereits bekanntgemachten beiden Schwestern und meine einstmalige Braut besucht. Die Freude und Begeisterung bei meiner Ankunft war groß, und man begrüßte mich, den Hanjürg, fast wie einen Besseren.

Die kleinen Enkel meiner Schwestern hatten schon wochenlang deutsch gelernt und waren schon so weit, daß sie mich begrüßen konnten mit: „Guten Tag, Onkel Hanjürg“. Aber der Alte, der Onkel Hanjürg, war von der Überfahrt so müde und fertig, daß er bei dem großen Bahnhof, mit dem man ihn beehrte, einfach einschlief. Mein Schwager Karl aber hatte Mitleid mit mir und brachte mich unauffällig ins Bett. Es war mein erster Flug gewesen und allein das viele mitgemachte an Aufregungen hatte mich sehr mitgenommen. Am Mittwoch, dem 4. September, sollte meine Maschine in Stuttgart starten. Aber damit ich auch pünktlich dort sei und das Flugzeug nicht versäume, fuhr ich schon am Montag, dem 2. September, mit dem Eilzug der Deutschen Bundesbahn von Michelstadt nach Stuttgart. Dort blieb ich zweimal über Nacht und war schon am Mittwoch um 8.30 Uhr auf dem Flugplatz. Die Maschine sollte erst um 11.00 Uhr abfliegen und ich hatte viel Zeit zu warten. Um 11.00 Uhr wurde uns bekanntgegeben, es sei nicht alle Tage Sonnenschein und auch heute sei der Himmel voller Wolken. Unser Flugzeug, das jetzt abfliegen müsse, sei noch garnicht auf dem Fluge nach Stuttgart unterwegs. Es würde nun nicht, wie vorgesehen um 11.00 Uhr, sondern erst um 15.30 Uhr starten. Diese Nachricht war für uns recht deprimierend. Aber bald bekamen wir ein köstliches Mittagessen und es kam dann doch die Zeit, daß wir mit Autobussen zur Maschine befördert und dort verfrachtet wurden. Wir waren 184 Passagiere und 7 Besatzungsmitglieder. Mein Platz war Reihe 20, Sitz E. Es war für mich, den Hanjürg, kein Eckplatz, sondern mitten drin in dem vorhandenen Gewühle mußte ich in der Mitte Platz nehmen. Links und rechts von mir saß je eine Dame, die beide Witwen waren, sehr appetitlich aussahen und auch sonst mir sehr gefielen. Kaum aber saßen wir alle da, wurde von zwei Stewardessen

uns ein Vortrag gehalten und uns gesagt, daß unter unserem Sitze eine Schwimmweste liege, deren Handhabung sie uns jetzt vorführen würden. Da ich dem Vortrag nicht zuhörte und auch die Weste nicht hervorholte, fragte man mich, weshalb ich dies nicht tue. Ich aber antwortete, ich sei wasserscheu und könne auch nicht schwimmen, und wenn es schon sein müsse, wollte ich lieber schnell ertrinken, als mich mit der Schwimmweste langsam hinabsinken lassen. Als dann das liebe Mädchen Stewardess erklärte, die Schwimmweste dürfe nicht im Flugzeug, sondern erst draußen auf dem Wasser aufgeblasen werden, sah ich, daß die Leute, die um mich herum saßen um ihre Nasen ganz weiß wurden. Da dachte ich mir, die packen es auch nicht und haben bestimmt irgendein Leiden, das sie behindert das Vorgeschriebene vorschriftsmäßig auszuführen. Dann aber kam der Befehl: „Anschnallen“. Ich saß die ganze Zeit schon so unangenehm auf meinem halben Hinterteil und merkte jetzt erst, daß es ein Lederriemen war, auf dem ich saß und mit dessen Größe und Stärke man früher in unserem Ochsenstall Bullen an die Krippe band. Am anderen Ende unserer Riemen war eine Schnalle, mit der wir uns anschnallten. Nun ging es los. Wir fuhren erst auf der Rollbahn und stiegen allmählich hoch und höher. Über die Lautsprecher sagte man, wir steigen bis auf 13 500 Meter Höhe. So hoch war ich noch nicht in der Luft und auf dem Kreuzberg in der Rhön hatte ich schon Atembeschwerden, als ich noch nicht einmal 1000 Meter hoch oben war. Jetzt aber kamen sie auch, die Atembeschwerden und sie waren schlimmer. Es wurde uns nun geraten, die vor uns sich befindliche Luftanlage in Tätigkeit zu setzen. Als ich aber auf einmal fühlte, mein Hals wird so dick und ich bekomme keine Luft, wurde es mir ganz schwach ums Herz. Die braven Stewardessen brachten uns ein gutes prima Essen, dessen Duft mir in die Nase stieg, und kalte, wunderbare Getränke und da war alles wieder in Butter. Unter uns aber waren die Wolken, von der Sonne beschienen, herrlich anzusehen. Nach längerer Zeit kam von der Pilotenkanzel eine Stimme, die sagte uns, wenn wir jetzt genau nach unten schauen, sehen wir die Stadt London unter uns liegen. Wir sahen sie, es waren keine hohen Häuser und Türme zu sehen, sondern weit, weit unten war etwas Buntes auf etwas Graues aufgemalt. Dann hörten wir wieder etwas aus den Lautsprechern, und zwar machte man uns bekannt, daß wir in Irland zwischenlanden um zu tanken. Das regte uns sehr auf, denn wir hatten wirklich Sorgen um unsere Angehörigen in Amerika, die so lange über die Zeit auf uns warten mußten. Als komischer Trost aber wurden wir darauf hingewiesen, daß man manchmal drüben in Amerika stundenlang über

dem Flughafen kreisen müsse, weil keine Landeerlaubnis gegeben würde. Aber die Besatzung des Flugzeuges hatte nun auch schon bemerkt, welche Pappenheimer in ihrer Arche waren, denn wenn sie merkten, daß jemand anfang zu murren, gab es etwas zum Beißen und zum Trinken. So gab es wieder allerhand Sorten Gebäck und Kaffee; auch reichte man uns scharfe Getränke mit Sodawasser vermischt. Aber dann ging es hinab und wir mußten uns wieder anschnallen, das war sehr wichtig, weshalb weiß ich nicht. Mir aber schwoll, wie beim Aufstieg wieder der Hals dick an und meine Ohren waren taub und verschlossen, doch bald landeten wir. Es war keine Stadt zu sehen, sondern wenige weiße Häuser waren da, zwischen grünen Hügeln verstreut. Aussteigen durften wir in Irland nicht; aber sehr bald ging es auch schon weiter. Wir fuhren erst weit über die Rollbahn, drehten uns und dann ging es erst langsam, dann schnell und immer schneller vorwärts, bis wir hochgehoben wurden von der Erde ab und wir alles das, wo wir erst waren, uns von oben betrachten konnten und durften. Dann dösten wir alle dahin bis auf einmal eine Schwäbin anfang zu singen: „In der Heimat ist es schön“ und „Nach der Heimat möcht ich wieder“ und wir, soweit wir das Lied kannten, sangen mit, und ich der Alte am lautesten. Bald war mein Vorrat an Luft verbraucht und ich konnte nicht mehr singen und nach und nach die anderen auch nicht mehr. So saßen wir da und dusselten, knapperten an den uns gereichten Plätzchen und nippten an Whisky mit Soda und die Zeit verging, und plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, kam der Befehl: „Anschmallen, wir befinden uns über New York. Die Landung ging glatt vonstatten. Die Stewardessen lobten uns, weil wir so brave Fluggäste gewesen waren. Vom Dach einer der vielen Flughallen winkte man uns zu, und wir winkten zurück, als wir die Maschine verließen. Unser Ausgangsweg führte uns durch Sperren und der Zoll und die Polizei kontrollierten uns und unser Gepäck. Die Kontrollen nahmen viel mehr Zeit in Anspruch als sie in Deutschland. Ich war müde und alles was geschah, kam mir sehr überspannt vor. Alles hatte ich in Amerika erwartet, aber nicht den dicken Amtsschimmel, wie er sich hier breit machte. Als ich all dies Unangenehme hinter mir hatte und dem Ausgang zustrebte, stand auf einmal meine Schwester Lina neben mir und ich konnte sie und gleich darauf Schwager Karl und Nichte Margerete begrüßen. Die Begrüßung kam von Herzen und ich fühlte, daß sich alle meine Angehörigen über meine Ankunft freuten. Wir machten nun einen Weg bis zum Parkplatz, wo das Auto meines Schwagers Karl stand und fuhren dann eilend nach

Hause. Dort warteten schon meine Schwester Emma und mein kranker Schwager Hans. Meine Lieben haben ein eigenes Haus mit einem schönen Graspark. Aber gleich daneben fährt durch und über Häuser und Straßen eine Hochbahn und diese hat hier eine Haltestelle und zwei Kurven. An der Haltestelle und vor den Kurven muß jeder der Züge halten. Der dabei entstehende Lärm auf den Eisengestellen ist fast ununterbrochen zu hören. Nimmt man zu diesem Krach noch das Getöse der sich über uns befindlichen Flugzeuge, die Geräusche der viel eingesetzten Feuerwehr und der oft benötigten Polizeifahrzeuge, das Geschrei in den umliegenden Tanzbars und auch noch das Motorengeräusch und das Hupkonzert der Autos dazu, dann kann ich, der Hanjürg, schon einem geruhsamen Erholungsurlaub entgegensehen! Trotzdem schlief ich in der ersten Nacht tief und gut. Am nächsten Tage kamen schon zahlreiche telefonische Anrufe, und man fragte nach mir, dem Hanjürg. Auch meine Ehemalige, die Auguste, rief an und bestellte mich. Während meiner Anwesenheit besuchte ich viele meiner Bekannten in New York und Umgebung, weit draußen, wo es schön grün und sauber ist. Es war aber im Lande eine sehr feuchte Luft und eine große Hitze bis zu 85 Grad Fahrenheit, das mir altem Kerl sehr zu schaffen machte. Oft legte ich mich im Garten meiner Angehörigen in den Schatten eines Baumes. Da sah ich über mir den blauen Himmel, manchmal ein paar kleine, weiße Wölkchen und es war mir, als spiegelte sich in ihm meine liebe Heimat, mein schönes kleines Deutschland. Oh, wie groß, wuchtig und mächtig ist dagegen Amerika! Breit und weit sind seine Straßen mit sechs und mehr Fahrbahnen. Mächtiger Verkehr bewegt sich durch Tunnels unter Meeresarmen hindurch und weiter geht es über mächtige, langgezogene Brücken, die große Wasser und Täler überqueren. Abends ist die Großstadt New York ein strahlendes Lichtermeer, das die Augen blendet und das man nicht beschreiben kann, sondern man muß es gesehen haben. Ich, der Hanjürg, besuchte auch das größte Warenhaus der Welt, ging und fuhr stundenlang drinnen herum und sah doch nur einen Bruchteil dessen, was drinnen war.

An einem anderen Tage besuchten wir das Empire State Building BLDG New York City. Leider war es kein schöner Sonnentag und die Spitze des Mammutbaues ragte in eine Wolkendecke hinein. Ich, der Hanjürg, stand und konnte nur staunen. Keiner aber der vielen Menschen die da standen und gingen nahm Notiz von mir und ich fühlte mich in dem Gewühle der Weltstadt auf einmal so einsam und verlassen wie noch nie. Meine Schwester Lina, aber hielt mich an der Hand fest, und führte mich in den

vor uns stehenden Koloß hinein und was ich da sah, war ein Erlebnis. Hier waren Läden, ungezählte aller Art und Weise, Bars ohnegleichen, Börsen und Banken, Konferenzräume und Säle, Büros, Empfangs- und Entlassungsklubs, Klubs für Reisen, Sport, Kunst, Kultur und was weiß ich. Keine Stadt der Welt kann das aufweisen, was sich hier befindet. Und in der Erde, tief hinab, wären nicht weniger Räume, Salons und was es sonst alles gibt. Wir aber wollten hinauf und in den vielen über hundert Stockwerken waren Wände und Türen, die das, was drinnen geschah, verdeckten. Jetzt aber zog mich Lina am Handgelenk vorwärts und führte mich, so wie damals Itzig seine Geißlein führte, in einen der Aufzüge in diesem „Turmbau zu Babel“. Ich darf und will nicht lügen, aber wie ich vernahm, sind über 360 Aufzüge drinnen vorhanden. Nun waren wir mit fast 50 Personen in einem derselben. Auf einmal kam es mir vor, wir würden schweben und es machte sst und droben waren wir, so glaubte ich. Aber „Peifedeckel“ wir mußten höher hinauf und das internationale Volk rundherum drückte und zwängte uns vom ersten in den zweiten Aufzug hinein und haste gesehen, wir waren wieder oben, aber es war noch ein Aufzug da und noch einer war da, wo wir hinein mußten und was weiß ich wie viele noch. Aber einmal wurden wir vom letzten Aufzug ausgespuckt und wir wurden in große schöne Räume geschleust. Da waren auch Erfrischungsräume. Man konnte hier für sein Geld essen und trinken, Präsente und Geschenke einkaufen. Aber wir gingen an die Fenster und sahen unter uns Wolkenkratzer von achtzig, sechzig und vierzig Stockwerken. Welch kleine, unscheinbare Gebäude waren die da unter uns, auf die wir von oben herabschauten. In Michelstadt hatte man, als ich von dort nach Amerika fuhr, auch einen Wolkenkratzer gebaut und gerade fertiggestellt von acht Stockwerken. Dort war der „Kratzer“ für uns alle sehr sehr hoch und wir staunten wie „Bauklötzer“. Aber hier wo ich jetzt war, schaute ich von oben herab auf Gebäude die nur 80 oder 70 Stockwerke besaßen und ich bemitleidete die, in diesem Falle so kleinen Knirpse unter mir. Ja, man sieht daraus wie man, wenn man sich oben befindet, schnell größenwahnsinnig werden kann. Jetzt waren die Wolken vom Winde verweht und weit, weit unten, waren Wichtelmännchen zu sehen und Spielzeuge, die herumfuhren. Aber ich hatte bald genug hier oben, und auch Lina, die schon mehrere Male hier war, hatte genug gesehen. Und so gingen wir zum Aufzug, um hinab zu fahren. Es kam ein Aufzug von unten und die Leute stiegen aus und wir ein. Als aber die sst-Fahrt begann, merkte mein empfindliches Innere, daß es nicht ab, sondern hoch

hinauf ging. Die Knie zitterten mir und mein Unterkiefer klapperte mit meinen falschen Zähnen, wie bei uns zuhause früher in meiner Jugend der Gänsehirt mit seiner Klapper klapperte. Auch Lina verfärbte sich und sagte: „Das kann doch nicht sein!“ Aber der Aufzug hielt schon und wir wurden hinausgeschubst und es war rundherum ein schmaler Gang wo wir standen und der Wind pfiß und es zog. Erst drückten wir uns an die Innenwand, aber die Neugierde bekam doch die Oberhand. Wir sahen noch tiefer unter uns die großen, breiten Straßen als kleine Gäßchen, und darinnen kreuchten kleine Würstchen herum. Über uns aber schien die Sonne schön und erhaben herab. Wir konnten so weit hinaus aufs Meer und ins Land schauen wie noch nie in unserem segensreichen Leben. Diesmal aber hielt ich meine Schwester Lina, die mich solange sicher geführt hatte, fest und drückte sie an mich, als wollte ich sie festhalten. Wir standen nahe bei dem Aufzug. Als dieser endlich kam, gingen wir schnellstens hinein. Nicht alle Anwesenden konnten mit zurück, denn es standen noch Leute draußen, die auch gerne jetzt schon mit nach unten gefahren wären. Und wir stiegen um und um und nochmals um, bis wir endlich unten aussteigen konnten.

Aber es gab noch mehr unbegrenzte Möglichkeiten für den Hanjürg. O, ja, Stundenlang fuhr ich mit Hochbahnen und Tiefbahnen über und unter den Häusern, sah Bahnhöfe unter der Erdoberfläche, die einige Stockwerke übereinander lagen, wo über und unter mir große Züge schneller wie unsere D-Züge in Deutschland ab- und einfuhren, selbständig ihre Türen öffneten, in sekundenschnelle tausende von Menschen ein- und aussteigen ließen und sich die Türen schnellstens wieder schlossen, und ab ging wieder die Fahrt. Da waren Millionen von Menschen aller Rassen und aller Völker vorhanden, die unsere Welt aufzuweisen hat. Man sollte es nicht für möglich halten, welche Gestalten und Gesichter es gibt, hier drunten im Unterhause sieht man sie. Viele davon fand ich nicht schön und erhaben, aber es sind Menschen wie wir, wie Du und ich, und mitten drin in diesem Gewühle war ich, der Hanjürg, und hielt mich am Rock und an der Hand meiner Schwester fest. Einmal wurden wir auseinander gerissen. Meine Schwester ging schon in das Abteil eines Zuges, ich schrie und sie faßte mich noch und ich war schon zwischen der Tür eingeklemmt. Wie ich in den Wagen hineinkam? Ich kann es nicht sagen. Wäre es nicht gelungen, ich wäre unrettbar verloren gewesen. Einmal aber sah ich einen Hund, der ein blindes Mädchen von drei übereinanderliegenden Bahnhöfen also von dem oberen in den unteren Bahnsteig durch das Gewühl in

den dort haltenden Zug hineinführte. Man wunderte sich dabei nicht allein über die Leistung des Hundes, sondern auch über die Leistungen der Menschen, die diesen unübersehbaren Betrieb und seine Technik mit der Genauigkeit eines Uhrwerkes beherrschten. Dann aber sah ich einen Kiosk der auch Zeitungen verkaufte, und ich hoffte, endlich wieder einmal eine deutsche Zeitung erhaschen zu können. In meinem Geldbeutel hatte ich für den Notfall einige hundert D-Mark und auch genügend Dollars. Ich zog die Börse hervor und steuerte auf die Verkaufsstelle zu. Meine Schwestern aber sahen das, was ich tat und wurden blaß im Gesicht vor Schreck. Schwester Lina flüsterte mir ins Ohr: „Hanjürg, weißt du denn nicht wo du bist? Im Moment kannst du jeden Cent los, ja sogar ein toter Mann sein.“ So sagte sie, und mir verging im gleichen Augenblick all mein Interesse für das, was um mich war. Ich wollte nichts anderes, als hinaus aus dieser Hölle. Aber noch stundenlang sausten wir in der Unterwelt herum, mußten ein paar mal umsteigen und hatten uns auch noch verfahren. Wir waren wie in einer Arche eingepfercht, standen meist auf einem Bein. Das andere klebte an der Hose des Nebenmannes. Wenn man Glück hatte, von der Decke einen Haltegriff zu erreichen, konnte man auch halbquer in der Luft hängen. Man hörte kein Wort und die Bahnen sausten blitzschnell herum, daß es mich eiskalt überlief. Links neben uns überholte uns noch viel schneller eine andere dieser Teufelsbahnen. Als wir wieder auf der Oberfläche der Erde in der Hochbahn waren, fühlte ich mich zerschlagen. Meine Schwestern aber sahen sofort, daß ich krank war und wir besuchten schnell einen Arzt und ich mußte gleich ins Bett, denn ich hatte Fieber.

Eines Tages fuhr ich im Auto mit meinem Neffen Fredy, der Pfarrer ist, und mit meiner Schwester zu einer religiösen Feier, die in einem der schönen, außerhalb von New York befindlichen Parks stattfand. Erst durchfahren wir eine Straße von Brooklyn, auf deren beiden Seiten Einfamilienhäuser standen. Zu diesen Häusern gehörte kein Garten und auch kein Hof. Auf den kleinen Treppen vor den Häusern machen die Menschen ihre Spaziergänge und dort auf den Treppenpodestchen saßen sie, machten sie ihr Mittagsschläfchen und vielleicht auch ein Schwätzchen mit den Nachbarn. Die nächste Straße, die wir durchfahren, war bespickt mit Schmutz und Unrat und vor den Türen türmte sich haufenweise Abfall aller Art. Alle Schaufenster in dieser Straße waren mit Eisen und Stacheldraht abgeschirmt. Aus einem Laden heraus kam Rauch und am Holz und an den Balken glimmten noch feurige Holzkohle. Es waren wieder

einmal Unruhen in den Vereinigten Staaten. Ja, man zeigte mir ganze Stadtteile in Brooklyn, in denen früher Deutsch-Amerikaner wohnten. Heute aber wohnen nur noch schwarzhäutige Menschen dort. Wir fuhren auf einer vierspurigen Straße, neben uns fuhr ein Omnibus mit schwarzen Halbwüchsigen besetzt, die uns, hauptsächlich aber mich, der ich hinüberschaute, beschimpften und sagten, sie würden mich Weißgesicht bespucken. Ich aber verstand sie nicht und betrachtete sie als meine Freunde und freute mich über sie. Meine Schwester erklärte mir das alles und forderte mich auf, schnellstens das Autofenster zu schließen, was ich auch, wenn auch ungern, aber nicht zu früh, sofort tat.

Wir aber fuhren weit hinaus aus der Stadt in ein Land, wo es grün war, und es gab dort schöne schmucke Häuser mit Gärten und ringsum städtische Anlagen und Parks. Dort standen Sessel und ich konnte mich hineinsetzen und betrachtete Frauen, die mit Lockenwicklern auf dem Kopfe an der Feierstunde teilnahmen. Dieser Haarschmuck in der Öffentlichkeit war für mich neu, und ich hatte auch in diesem Falle kein Verstehen.

An einem anderen Tage fuhr ich mit meiner Schwester in den Stadtteil Manhattan, wo die Wolkenkratzer sind und besuchte im 24. Stockwerk eines Hochhauses die Schwestern Erna und Minna, beide Töchter der jüdischen Familie Goldschmidt aus Sterbfritz, bei der wir früher gewohnt hatten. Erna war das Mädchen, das mit unserem Hannes gemeinsam an der Brust ihrer Mutter die Muttermilch gesäugt. Wie froh und glücklich waren beide Frauen mit uns und wir nicht minder mit ihnen. Ja, wir freuten uns und lachten uns an. Und deutsch sprachen wir miteinander beide Frauen und meine Schwester und ich. Erzählten von Deutschland; wie schön unsere Jugend dort war, wie wir miteinander spielten und uns zankten, wie es eben Kinder tun, und dann wieder zusammenhielten und wie froh und glücklich wir damals miteinander lebten. Nichts anderes wollten sie hören, die beiden Judenfrauen, als das, wie es heute in unserem geliebten Sterbfritz, unserem gemeinsamen Geburtsorte, aussehe. Wie es dem oder jenem, den sie noch kennen, heute geht, und ob der und der noch lebt. Später begrüßten wir Minnas Mann, Milian Schuster, der auch aus Sterbfritz stammt. Deutsch begrüßten wir uns, und mit unserer Muttersprache verabschiedeten wir uns. Als wir auseinandergingen sagten wir alle nicht „Good bye“, sondern wir verabschiedeten uns von ganzem Herzen mit dem Gruß „Auf Wiederseh“. Auch andere Freundinnen und Freunde die ich kannte, besuchte ich drüben in Amerika und traf in ihren

Wohnungen viele Deutschamerikaner. Die meisten kamen vor vielen Jahren aus dem Schwabenlande nach hier. Man hört es noch an ihrem Dialekt, wessen Geistes Kind sie sind. Auch die Sterbfritzer dort sprachen noch sterbfritzerischer als heute die Sterbfritzer selbst in Sterbfritz babbele. Da ich aber keine Fremdsprache beherrsche, war unsere Sprechweise deutsch und die Sache über die wir redeten, Deutschland. Und ich erfuhr dort in Amerika, daß wir zwei Kriege gegeneinander geführt, und es wäre für beide Teile besser gewesen, wenn wir uns miteinander verbündet hätten. Ich selbst sah das auch ein, trotzdem erlaubte ich mir, die Amerikaner zu fragen, ob sie selbst nicht auch manches von dem, was sie im letzten Jahrhundert getan, gerne wieder zurücknehmen würden. Darauf ging man nicht viel ein, sondern man redete viel lieber davon, daß die Welt sich am großen und ganzen darüber einig ist, daß wir, die Deutschen, stets die Kriege entfesselt haben und ich mußte zugeben, da wir die beiden Kriege verloren haben, daß dies schon stimmen müsse. Dann aber fragten wir uns, wo sind die Hetzer und Kriegstreiber der jetzigen Kriege? Und da standen wir da, stumm, starr und sprachlos und wußten nicht weiter und . . . und wenn . . .

Und wenn es sich auch noch so unsinnig anhört, mir fiel, wie so oft in solchen Situationen ein Lied ein, heute war es das deutsche Lied, unsere Nationalhymne

Einigkeit und Recht und Freiheit
für das deutsche Vaterland!
Danach laßt uns alle streben
brüderlich mit Herz und Hand.
Einigkeit und Recht und Freiheit
sind des Glückes Unterpfand.
Blüh im Glanze dieses Glückes,
blühe, deutsches Vaterland!

Ja, das fiel mir dem Sänger ein, der nichts ist und auch nichts anderes sein will, als der Hanjürg.

Es liegt nun noch die Frage offen, wie es mir drüben in Amerika gefallen hat. Da muß ich sagen, daß ich froh darüber war, nach so langen vielen Jahren endlich meine Schwestern und ihre Lieben einmal wiedergesehen zu haben und mit ihnen sprechen zu können. Ansonsten aber fehlte mir in Amerika, trotz aller guter Behandlung die mir zuteil wurde, sehr vieles. Einmal war für diese Jahreszeit eine Hitze, die mich quälte, und die heiße, feuchte Luft in New York drückte mich fast nieder. Aber auch das ganze

Leben dort machte mir viel zu schaffen und gefiel mir nicht. Meine Angehörigen hatten viel Arbeit und ich konnte ihnen nicht zumuten, ihre Aufgaben zu vernachlässigen und sich allein mir zu widmen. Unter sich redeten sie ihre Sprache und es war für sie nicht leicht, sich mit mir nur deutsch zu unterhalten. So saß ich da und hörte zu und verstand nichts, denn sie kamen meist vom deutschen ins englische. Abends saß ich oft mit ihnen am Fernsehschirm. Aber verstehen konnte ich garnichts. Ging ich aber Sonntagmorgens mit meiner Schwester in ihre Kirche, dann verstand ich noch weniger. Da konnte ich nicht singen, weil sie englisch sangen. Die Predigt wurde englisch gehalten und ich saß da wie, na ja . . .

Und das ganze Verhalten der Gläubigen war mir fremd und nicht so, wie in unserer Kirche zuhause. Ich hatte daheim in Deutschland viele Gewohnheiten, die mir hier in Amerika fehlten. Sonntag nachmittags gehe ich zu Hause auf den Fußballplatz. Hier ging das nicht. Täglich fahre ich zuhause in Deutschland mit dem Auto spazieren und mache auch kurze Spaziergänge zu Fuß. Treffe dabei Freunde und Bekannte und unterhalte mich mit ihnen. Hier in Brooklyn konnte ich das nicht. Ich wurde schon von Menschen angesprochen, aber ich verstand sie nicht und konnte ihnen nicht antworten. Weit fortgehen konnte ich schon garnicht. Hätte ich mich einmal verlaufen und hätte nicht mehr die Wohnung meiner Schwester gefunden, wäre es schlimm um mich bestellt gewesen. Ich konnte nicht den Namen der Straße und die Hausnummer so aussprechen, daß mich ein Amerikaner verstanden hätte. Das Haus hatte die Nummer 21. Aber man kann dort die Nummer 21 noch so langsam und deutlich deutsch aussprechen, kein Amerikaner, der das hört, versteht mich. Am meisten vermißte ich den von mir daheim in Deutschland fast täglich besuchten Dämmerchoppen in einer unserer gemütlichen Gastwirtschaften. Dort kommen die alten „Späibrenner“ zusammen. Da wird auch dann und wann einmal Skat oder Schafskopf gespielt und dabei sagt mal der eine zum anderen „Du Hutsimpel“ oder ein anderes trautes Wort und der andere antwortet aufmunternd „Du kannst mich aach emol“.

Ja, eine solche liebe Unterhaltung gibt es nur bei den Alten, beim Dämmerchoppen zwischen Licht und Besen. Nirgends wird in unserem Alter so herzlich gelacht wie beim Schoppen; und paßt einer, der Hanjürg heißt, nicht hierher wie die Faust auf's Auge? Hier wird auch politisiert, aber keiner ist fanatisch, sondern alle sind kameradschaftlich, jeder hat recht und sie sind sich darüber einig, daß es früher auch schön und gut war. Auch die vielen Witze, die in einem solchen Kreise erzählt werden, erhei-

tern uns. Alles mögliche wird herumgehächelt, getratscht und geschwätzt, und wenn die weibliche Bedienung von so einem alten Schwerennötter einmal auf ihr rundes Hinterteil so einen kleinen Klaps erhält, so nimmt die Holde es nicht übel. Kann man mir verdenken, daß ich in Amerika diese Zusammenkünfte vermisse? In unserer Nachbarschaft in Brooklyn waren auch einige Kneipen. Eines sonntags ließ ich mich nicht halten und ging in eine dieser Spelunken hinein. Es war dies ein langer dunkler Raum mit einer ebenso langen Theke. Davor standen lange, hohe, dreibeinige Barhocker. Vom Eingang her saßen ein paar Gäste auf den Hockern, stützten ihr Kinn auf beide Hände und die Ellenbogen standen auf der Theke. Gesprochen wurde sehr wenig, mit den Augen starrte man in das dunkle, rote Licht. Ich setzte mich auf den nächstliegenden leeren Sitz und machte es genauso wie alle anderen Anwesenden. Ich bestellte mir einen Gin und bezahlte ihn gleich. Bald kam noch ein Gast und setzte sich neben mich. Dieser war gesprächig und redete mit mir. Natürlich verstand ich kein Wort und schüttelte mit dem Kopfe und er war zufrieden. Als er mich aber wieder etwas fragte, und ich schüttelte wieder mit dem Kopfe, gefiel ihm dies nicht, denn er wurde so laut, daß die anderen Gäste nach uns schauten. Da ich nicht wußte, was ich zu seiner Zufriedenheit tun sollte und ängstlich zu den anderen schaute und auch dort offenes Mißtrauen sah und der Kerl noch rabiater und lauter wurde, wurde es mir unheimlich zu Mute. Ich nahm vorsichtshalber in dem für mich ungestlichen Lokal das Hasenpanier auf. Dann ging ich in eine andere Straße. An der Ecke einer Querstraße standen zwei Jungens, der eine auf der einen Straßenseite, der andere auf der anderen Straßenseite. Der eine warf mit einem harten, nicht sehr großen Ball zum anderen hinüber.

Dieser schlug mit einem nicht dicken Knüppel mit einer Wucht und Sicherheit den Ball dem anderen wieder zu. Dieser aber fing den Ball meistens mit einer Hand lässig auf und warf horrend ihn dem anderen wieder zu und so fort. Dies alles ging so schnell vor sich, daß es schwer war, laufend dem Spiele zu folgen. Ich aber stand da, staunte nur und hielt Maulaffen feil. Auf einmal aber flog der Ball scharf und dicht an meinem rechten Ohr vorbei, klatschte wie ein Peitschenschlag an die sich hinter mir befindliche glatte Hauswand, zischte von da aus dicht an meinem linken Ohr vorbei zu dem unglaublich geschickten Werfer zurück. Es war das zweite Mal an diesem Tage, daß ich meinen Standort fluchtartig verließ. Die nächste Straße in die ich kam, war die Parallele von der ersten Straße. Es war eine Einbahnstraße, nicht breiter als eine Straße in Deutschland.

Auf beiden Straßenseiten parkten Autos. Für den Verkehr blieb nur so viel übrig, daß ein Pkw hindurchfahren konnte. Ausgerechnet hier trugen eine Gruppe Halbstarker eines ihrer Footballspiele mit einem eckigen Ball aus. Es war ein Kampf, noch viel schlimmer als unser Fußballkampf damals in Wald-Amorbach, dem ich da mit Entsetzen zuschaute. Jeden Augenblick rechnete ich damit, daß einer oder mehrere der Jugendlichen ihre Knochen brechen würden. Oh je, oh weh! Als aber ein Auto im Tempo von 50 Meilen zwischen den parkenden Autos durchsauste, und einige der Kämpfer in der Hitze des Gefechts über das fahrende Auto sprangen, war es mir klar, gesehen zu haben wie in Nordamerika Weltklassemeister der Leichtathletik gezüchtet und trainiert werden! Auch hatte ich für diesen Tag genug erlebt, ging wieder nach Hause, fand Schwager Karl im Garten liegend vor und er bat mich, den neben ihm stehenden Liegestuhl zu benutzen und neben ihm Platz zu nehmen, was ich auch tat. Ich erzählte ihm meine Erlebnisse, er aber lachte über mich. Dann kam er mit mir ins Gespräch. Er erzählte auch von seiner ersten und letzten Reise nach Deutschland anfangs der zwanziger Jahre. In dieser Zeit war in Deutschland die große Inflation. Er hatte damals in der Rocktasche einige hundert Dollar und er hätte mit diesem Geld in Reichsmark umgewechselt sein ganzes Heimatdörfchen Rohrbach und das Nachbarstädtchen Ober-Ramstadt dazu ein- und aufkaufen können. Er aber kaufte täglich all das dem Dorfwirt in Rohrbach angelieferte Faßbier und stellte es angezapft auf den Wirtshaustisch und jeder Gast konnte soviel läppern und schlürfen wie er wollte und vertrug. Die Bauern, ihre Knechte und Mägde, die Arbeiter und sogar der Herr Lehrer waren bei dieser Sauferei mit dabei.

Draußen auf den Feldern aber stand die überreife Frucht und die Körner fielen aus den Ähren. Die Frauen gingen zum Herrn Pfarrer. Dieser legte Bittgottesdienste ein, die Glocken läuteten und die Frauen und der Herr Pfarrer beteten zusammen und baten Gott darum, daß doch dieser verflixte Amerikaner bald Deutschland verlassen möge. Ich aber, der Hanjtürg, war damals in Rohrbach einige Tage mit dabei und in Erinnerung dieser Tage schliefen wir beide lächelnd ein.

Bald aber ging die Zeit meines Besuches in Amerika zu Ende und es kam die Abschiedsstunde. Eines der ersten Lieder, die ich vor langer Zeit in einem meiner Gesangvereine die Sänger lehrte, lautete: „Ach scheiden, immer scheiden, wer hat denn das erdacht, der hat in meine Freuden ein großes Trauernbracht“. So ist es auch wirklich. Der Abschied ist immer schwer. Ja, es gibt einem manchmal sogar einen Ruck durchs Herz, wenn

man plötzlich von etwas Unangenehmen, an das man sich gewöhnt hat, Abschied nehmen muß. Einen Abschied gibt es täglich, stündlich, Abschiednehmen gibt es wie am laufenden Bande, und jeder Abschied kann der letzte sein, wer weiß es? So war auch der Abschied des Hanjürg der Letzte in Brooklyn nicht leicht und wir zogen das Abschiednehmen soweit hinaus wie nur möglich. Dann fuhr mich mein Neffe Fredy mit seinem Auto in Begleitung mit meiner Schwester Lina in den Hangar 11 des J. F. Kennedy-Flughafens von New-York-Brooklyn. Wer diesen Flughafen nicht gesehen hat, hat keine Vorstellung und keinen Begriff von dessen gewaltigen Ausmaßen. Die Größe des Flughafens ist unübersehbar und die Vielzahl der Hallen und Gebäude unbegreiflich. Es vergeht hier keine Zeit, in der nicht einige Maschinen starten und landen nach und von allen Ländern unserer Erde. Welch ein Minihäfle ist doch dagegen unser Flugplätze in Stuttgart. Bald kam für mich, den Hanjürg, der Augenblick, wo ich auf der Aufstiegstreppe unseres Capitol-Flugzeuges stand und einen letzten Gruß hinüberwinkte zu meinen lieben Angehörigen. Und ich wußte, daß dort unter den vielen Menschen, die da winkten, auch eine Träne für mich, den Hanjürg vergossen wurde.

Wie gesagt, der Abschied fiel uns allen schwer und auch mir machte ein Druck vom Herzen her meine Augen naß. Nun aber drehten sich die Propeller unseres großen Flugzeuges und im Inneren der Maschine war ein leises Brummen und Vibrieren zu verspüren, und bald ließen wir die Winkenden weit zurück. Wir rollten auf der Basaltbahn weit hinaus ins Land und auf einmal ging es schnell, das Tönen und Rumoren steigerte sich. Wir erhoben uns vom Erdboden hoch und sahen weit unter uns ein Meer von Türmen und Häusern, Brücken und Wassern, und wir flogen der Nacht entgegen. Es war noch nicht ganz 18.00 Uhr als wir starteten, waren aber noch nicht lange über dem Wasser, da war es schon dunkel draußen. Es war auch sehr stürmisch über dem Meer und das Flugzeug stampfte. Wir mußten uns anschnallen und die uns gereichten Teller und Gläser festhalten, damit nichts von den Speisen und Getränken verschüttet wurde. Vorn aber im Fluggastraum grölte einer, es mußte wohl jemand einen über den Durst getrunken haben. Viele der Gäste und auch ich, erhoben sich von den Plätzen und suchten ein anderes Plätzchen, das alle Menschen dann und wann einmal brauchen. Das eine Örtchen war vorne und die anderen zwei hinten in der Maschine und alle waren besetzt und mehr als die Hälfte der Anwesenden brauchten plötzlich eines der Plätzchen für sich alleine bitter nötig. Ach war das ein Stöhnen und ein

Gejammer und mancher brummte und grunzte beiderseitig. Auch die Stewardessen hatten große Mühe und Not, die Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Sie forderten uns alle auf, uns auf unsere Plätze zu begeben und uns wieder hinzusetzen. Wie schwer war es zurückzukommen, da der enge Gang verstopft war, und wie gefährlich war es, sich in diesem Zustande hinzusetzen, na, ich danke schön. Aber so nach und nach, da sich jeder befeißigte, seine Dringlichkeit so schnell wie möglich zu erledigen, ging auch diese Aufregung bald wieder zu Ende.

So flogen wir dem Morgen und unserem geliebten Deutschland entgegen und die Aufregung, Spannung und Freude war nicht geringer als an dem Tage, wo unser Flug nach Amerika stattfand. Es war kurz vor 7.00 Uhr morgens, als die Aufforderung über den Bordfunk kam: Bitte anschnallen, in 20 Minuten landen wir in Stuttgart. Meine Nachbarin hatte mich, da es ihr an der Außenwand zu sehr zog, ans Fenster setzen lassen. Also konnte ich hinausschauen und es begann draußen zu grauen und es wurde hell, aber tief, tief unter uns war es schwarz, kohlrabenschwarz. Am hinteren Teil der Tragfläche senkte sich ein Teil derselben nach unten, dadurch begann unsere Maschine mit dem Flug nach abwärts. Wir flogen der Schwärze entgegen und sie kam näher und näher die grausige Farbe. Mir wurde es Angst und Bange, und bald waren wir mitten drin in der dunkelschwarz gefärbten Regenwolkenbrühe. Es war stockdunkel um mich her und ich starrte hinunter und sah vor mir das Ende und rechnete damit, daß wir jeden Augenblick auf der Erde aufprallen und zerschellen würden. Auf einmal aber sah ich weit unter uns ein Licht und ich hörte aus vielen Kehlen: Licht, das ist Stuttgart! Wir landeten gut und sicher und alle sagten wie erlöst: „Gott sei dank, wir sind wieder daheim in Deutschland“.

Das war das, was ich noch erzählen wollte und es ist so, wie ich gleich am Anfang meiner Geschichte sagte: Dunkel hat sie begonnen, schwarz hört sie auf! Das sei bestätigt von Eurem Schwarze —

HANJÜRG DER LETZTE.